

Luca Di Fulvio



Es war einmal in Italien

Roman

l**ü**bbe

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Zitate

Erster Teil

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

Zweiter Teil

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41

Dritter Teil

42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57

Danksagung
Anmerkungen des Autors

Über dieses Buch

In Rom setzen drei Menschen für einen großen Traum alles aufs Spiel: Ein Waisenjunge, der mit seiner Kamera den Blick auf die Welt verändern will. Ein Zirkusmädchen, das für die Politik brennt. Eine Gräfin, die anderen die Freiheit schenkt. Drei Menschen, die das Schicksal im Jahr 1870 nach Rom führt, das pulsierende Herzstück Italiens auf dem Weg zum Nationalstaat. Inmitten dieser Stadt der Verheißungen kreuzen sich ihre Wege, und ihre Träume scheinen wie durch ein magisches Band miteinander verwoben. Doch das schillernde Rom stellt die drei vor ungeahnte Herausforderungen. Als eines Tages ein dramatisches Ereignis die Ewige Stadt erschüttert, drohen sie alles zu verlieren, was ihnen kostbar ist ...

Über den Autor

Luca Di Fulvio, geb. 1957, lebt und arbeitet als freier Schriftsteller in Rom. Bevor er sich dem Schreiben widmete, studierte er Dramaturgie bei Andrea Camilleri an der Accademia Nazionale d'Arte Drammatica Silvio D'Amico. Seine Romane *Der Junge, der Träume schenkte* und *Das Mädchen, das den Himmel berührte* standen monatelang auf den ersten Plätzen der Spiegel-Bestsellerliste.

Luca Di Fulvio

Es war
einmal in
Italien

Roman

Aus dem Italienischen von
Elisa Harnischmacher

l**ü**bbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Copyright © 2020/2022 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Unter Verwendung von Motiven von © Elisabeth Ansley/Trevillion Images;
© vvoe/shutterstock.com; Gosteva/shutterstock.com
Kartenillustration: © Christl Glatz, Guter Punkt München
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-9474-0

luebbe.de
lesejury.de

Für meine Frau Elisa

*Die Geschichte sind wir
Wir sind Väter und Söhne*

...

*Und Menschen
Denn Geschichte wird von Menschen gemacht
Und wenn es darauf ankommt
Dann sind sie hellwach
Und wissen genau, was zu tun ist*

»La Storia siamo noi« - Francesco De Gregori

*Die Glühwürmchen sind wieder in Rom
Die Stadtparks duften nach Sommer schon*

...

*Deine wahre Natur,
die Welt bestraft nur
die, die Flügel haben
und das Fliegen nicht wagen*

»Baciami ancora« - Jovanotti

Erster Teil

5. März 1870

Königreich Italien - Olengo, Provinz Novara

Eine elendige Schar. Verwahrlost. Mager. Erbärmlich. Ausgemergelte, wachsfarbene Gesichter. Quaddeln an Wangen, Händen und Füßen, die von Heerscharen an Bettwanzen in ihren Lagern zeugten.

Alle trugen das Gleiche, eine verschlissene, mit unzähligen Flickern versehene Uniform. Wären sie nicht so jung, hätte man ihnen nicht mehr viel Zeit auf Erden vorausgesagt. Aber sie waren zwischen vier und siebzehn Jahre alt. Einhundert heruntergekommene, elendige Jungen, aufgereiht am morastigen Hofrand des königlichen Waisenhauses Erzengel San Michele in Olengo, schwach auf der Lunge und zitternd vor Kälte, Hunger und an diesem Tag auch Aufregung.

Tief über ihnen lastete der Himmel drohend wie ein Fluch, von so dichtem Grau, dass man ihn hätte in Scheiben schneiden können. Ein Gewicht, viel zu schwer, um es je wieder abstreifen zu können.

Aber einer von ihnen würde heute das große Los ziehen.

Und deshalb murmelten sie alle eine endlose Litanei, bewegten die rissigen Lippen zu einem Wiegenlied ohne Hoffnung, einem Gebet ohne Glauben. Teilnahmslos, wie nur die sind, in deren Welt das Wort »Glück« keine Bedeutung hat, wandten sie sich flüsternd an einen Gott, der noch nie etwas für sie getan hatte: »Mach, dass ich es bin ... mach, dass ich es bin ... mach, dass ich es bin ...«

Mach, dass ich der Eine bin.

Am Hofeingang, wo träge die Trikolore des frisch gegründeten Königreichs Italien im Wind flatterte, erschien eine vornehme Dame um die dreißig: die Contessa Silvia di Boccamara, diesen Namen kannten sie alle.

Bei ihrem Anblick hielten die Jungen in ihrem Gebet kurz inne, um es dann noch inbrünstiger fortzusetzen: »Mach, dass ich es bin ...«

Hinter ihr tauchte ihr Mann auf, Ippolito Odin. Er war etwa vierzig Jahre alt und äußerst wohlhabend. Neben ihm lief unterwürfig der Direktor der Einrichtung, gefolgt von drei schwarz gekleideten korpulenten Frauen. Eine von ihnen war die Frau des Direktors, die anderen beiden waren Vinzenterinnen aus der Basilica San Gaudenzio in Novara – Schwestern der Genossenschaft der Töchter der christlichen Liebe vom heiligen Vinzenz von Paul.

Die Jungen versuchten, einen Blick auf die heranschreitende Contessa zu erhaschen, worauf die unbarmherzigen Erzieher ihre Weidenpeitschen knallen ließen, um sie in Reih und Glied zu halten.

Nur einer von ihnen reckte nicht den Hals, sondern blickte starr vor sich hin und fuhr in seiner Litanei fort, die Hände so fest zu Fäusten geballt, dass seine Knöchel weiß hervortraten. Er zählte gut sechzehn Jahre, und sein Gebet war nicht wie das der anderen. Denn er wandte sich nicht an Gott. In seinem Kopf sprach er direkt zur Contessa, denn sie war der einzige Gott an diesem Tag: »Nimm mich ... nimm mich ... nimm mich ...«

Die Contessa schritt an den aufgereihten Waisen vorbei, ohne auf ihre Seidenschuhe oder den Saum ihres Kleides zu achten. Sie sah jeden einzeln an, kurz und konzentriert – dann ging sie zügig weiter, und die Zurückgelassenen waren aussortiert.

Als sie nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, dachte der Junge noch flehentlicher: *Nimm mich ... nimm mich ... nimm mich ...*

Die Contessa sah den Jungen neben ihm an. Unmerklich schüttelte sie den Kopf und ging einen Schritt weiter.

Kurz bevor sie ihn ansah, bereute der Junge inständig, sich nicht ordentlich gekämmt zu haben, er hasste die widerspenstige blonde Strähne, die ihm immerzu ins Gesicht fiel. Er bereute, sich nicht das Gesicht gewaschen zu haben, aber auch an diesem Morgen war das Wasser eisig gewesen, und so klebte auf seiner linken Wange ein nunmehr getrockneter Schmutzfleck wie eine Kruste. Er schämte sich für die Jacke und die graue Hose, beide ausgebeult und verschlissen, zusammengenäht aus dem verfilzten Flanell einer Ladung alter Militärdecken. Vor allem aber wäre er gern weniger mager und hochgewachsen. Denn deshalb hatte man ihn schon oft aussortiert: Nur Jungen, die stark genug für die harte Feldarbeit waren, wurden adoptiert. Es ging mehr um Arbeitskräfte als um Söhne.

Dann richtete die Contessa ihren Blick auf ihn. Ihre Augen waren von kräftigem Veilchenblau, das mauvefarbene Kleid hätte nicht besser dazu passen können.

Die Zeit blieb stehen. Der Junge spürte, wie sein ganzer Körper unter der Spannung zu zittern begann. In seinem Inneren bebte es. Sollte er lächeln oder ernst schauen, steif oder entspannt stehen? Sollte er ihr zeigen, was er sehnlichst wünschte, und gelang es ihm zumindest halbwegs, seine Panik zu verbergen?

Nimm mich, dachte er.

»Den nehmen wir«, sagte die Contessa in diesem Moment.

Sein Herz setzte einen Schlag aus. Er reckte den mageren Brustkorb vor, stand nun kerzengerade, als steckte er in einem Schraubstock. Dann brach ein kurzes heftiges Lachen aus ihm hervor. So kurz, dass es klang wie ein kräftiges Aufstoßen. Sein Herzschlag setzte wieder ein, aber so heftig und schnell wie bei einem wild gewordenen

Tier, so übermächtig, dass seine Rippen ihn kaum zu halten vermochten. Niemand außer einem Waisenkind konnte sich wohl vorstellen, was es hieß, ein Leben lang eingesperrt zu sein. Und niemand, der nicht ein Leben lang eingesperrt gewesen war, allein, ohne Familie, konnte fühlen, was er jetzt fühlte.

Heiße Tränen schossen ihm in die Augen, so plötzlich, dass es fast wehtat, aber er kniff kurz und hart die Lider zusammen und biss sich auf die Lippen, um sie zurückzuhalten.

Er wollte schreien, losrennen oder lachen, war aber wie gelähmt von den drei Worten der Contessa. Denn was sie gerade gesagt hatte, wünschte er sich jeden Tag von morgens bis abends. Von ganzem Herzen.

Er öffnete die Augen, und die Contessa trat einen Schritt auf ihn zu.

Er hielt ihrem Blick stand, denn er war ein mutiger und stolzer Junge.

Aber eben noch kein Mann. Wieder setzte sein Herz einen Schlag aus und begann dann wild zu hämmern. Wieder spürte er die Tränen, wieder hielt er sie zurück. Wieder musste er lachen, blieb jedoch regungslos stehen.

Die Contessa musterte ihn ruhig, wie einen Gegenstand. Die Augen des Jungen waren dunkel, aber lebhaft, die Lippen voll, fast mädchenhaft, ohne ihm jedoch etwas Weichliches zu verleihen. Der Kiefer markant. Die Nase war gerade, dabei aber so ausdrucksstark, dass sie Charakter erkennen ließ. Dichte geschwungene Augenbrauen, pechschwarz, bildeten einen schönen Kontrast zu der blonden Strähne, die ihm ins Gesicht fiel.

»Lass mal deine Stimme hören«, verlangte sie.

»Was soll ich denn sagen?«, wollte der Junge wissen.

»Das reicht schon«, antwortete die Contessa.

Dem Alter entsprechend war seine Stimme ein wenig heiser und brüchig, aber es war schon zu hören, dass sie

einmal einen schönen Bariton abgeben würde, weder zu hoch noch zu tief.

»Zeig mal die Zähne«, forderte die Contessa.

Und plötzlich, ohne dass er es kontrollieren konnte, ging es mit ihm durch. Vorwitz und Übermut ließen sich einfach nicht zurückhalten, so sehr er es auch versuchte.

»Wie ein Pferd?«, fragte er geradeheraus und schalt sich sofort: *Idiot! Warum kannst du deinen Mund nicht halten?* Und gleich noch einmal: *Idiot, warum nur musst du immer alles kaputt machen?*

»Wie kannst du es wagen!«, rief einer der Erzieher.

Die Contessa verzog keine Miene. »Genau, wie ein Pferd, ein *Cavallo*«, gab sie zurück. Und fügte hinzu: »Bitte.«

Der Junge wusste, dass er jetzt aufhören musste. Aber wenn er einmal anfing, kam er nicht mehr dagegen an, es war wie ein Zwang. Immer wieder brachte seine Vorwitzigkeit ihm Ärger ein, mit den Erziehern und auch mit sonst jedem, der seinen Weg kreuzte. Ein Teil von ihm wusste, dass es jetzt genug war, aber wie immer gewann der andere: Er bleckte sowohl die obere als auch die untere Zahnreihe, beide schön gerade und blendend weiß – und wieherte. Laut und deutlich.

Die anderen Waisen brachen in lautes Gelächter aus.

»Ruhe!«, bellte der Direktor.

Die Contessa neigte den Kopf zur Seite und runzelte leicht die Stirn. Offensichtlich dachte sie nach.

Ohne den Blick ihrer veilchenblauen Augen von dem Jungen abzuwenden, fragte sie: »Wenn dieser hier nichts taugt, können wir ihn dann zurückgeben?«

Die Menschen hinter ihr erstarrten, entsetzt, nicht nur von der Frage an sich, sondern von der Kaltblütigkeit, mit der sie gestellt worden war.

»Natürlich nicht, meine Liebe«, mischte sich jetzt ihr Ehemann ein. »Er ist doch kein Welpen aus dem Tierheim.«

»Immerhin ist er ein Welpen aus dem Waisenhaus«, gab sie sogleich zurück. Und dann lachte sie leise über ihren Witz, aber so vornehm, wie der Junge sich ein Lachen nie hatte vorstellen können.

Die vinzentinischen Schwestern von San Gaudenzio wussten nicht, wohin mit sich. Mit ihren schwarz gewandeten, ausladenden Hinterteilen wedelten sie hier- und dorthin, wie eine Schar verlorengegangener Hühner.

»Sicher«, meldete sich nun der Direktor zu Wort. »Sollte er Euch arge Probleme bereiten, die mit Strafen, auch körperlicher Art, nicht zu beheben sind, können wir uns natürlich nicht weigern, ihn zurückzunehmen.«

»Und Ihr würdet ihn gegen ein ... zahmeres Exemplar umtauschen?«, fragte die Contessa in ihrer unnachgiebigen Art.

Der Junge blickte sie an. Und verstand sofort, was sie damit sagen wollte, denn dumm war er ganz und gar nicht: Sie wollte wissen, ob er *zahn* werden könnte. Und das wollte sie nicht etwa vom Direktor wissen, sondern von ihm. Von ihm, einem stinkenden Stück Dreck in einer grauen verfilzten Uniform.

»Verzeiht ...«, murmelte er, ohne ihrem Blick auszuweichen.

Die Contessa musterte ihn. »Von Pferden verstehe ich etwas«, sagte sie schließlich und fügte etwas versöhnlicher hinzu: »Und du bist ein Rassepferdchen, ein *Cavallino*.« Damit wandte sie sich zum Direktor und bestätigte noch einmal: »Ja, den nehmen wir.«

Du hast mich genommen!, dachte der Junge, und dieser Gedanke hallte wie ein Donnerschlag in ihm wider.

Auf einen Wink des Direktors trat der nächststehende Erzieher mit einem Register in der Hand vor.

»19/03«, sagte er, nachdem er die auf die Jackentasche des Jungen aufgestickte Nummer kontrolliert hatte. Er blätterte im Register, räusperte sich und las vor: »19/03. Alter: sechzehn, in etwa. Das Geburtsdatum ist etwas

unklar. Keine Krankheiten. Körperliche Beschaffenheit: mager, aber zäh. Willensstark. Intelligent, aber faul. Kann lesen, schreiben und rechnen. Zuweilen findet man ihn in der Bibliothek, wo er freiwillig liest, meistens aber Romane, die nicht für sein Alter bestimmt sind.« Hier folgte eine kurze Pause. »Anpassungsfähigkeit und Gehorsam ...«, seine Stimme schwankte unsicher. Er blickte zum Direktor, der ihm unmerklich zu verstehen gab, die Bewertung ein wenig nach oben zu korrigieren.

»Anpassungsfähigkeit und Gehorsam ...«, setzte der Erzieher noch einmal an, »vier von zehn.«

Der Direktor warf ihm einen wütenden Blick zu.

»Eigentlich fünf«, verbesserte sich der Erzieher. »Fast sechs.«

»In Ordnung, das reicht«, unterbrach ihn die Contessa. »Wenn Ihr so weitermacht, sind es gleich zehn.«

Der Erzieher senkte den Kopf.

»Bei allem Respekt, Signora Contessa«, wandte sich eine der Schwestern in priesterlichem Singsang an sie, »darf ich fragen, warum Ihr ausgerechnet eine von diesen unglückseligen Kreaturen hier adoptieren möchtet?«

Mit einem kurzen Blick gab die Contessa ihr zu verstehen, dass sie eine Antwort für reine Zeitverschwendung hielt. »Ich kann keine Kinder bekommen. Für mich würde es auch ein Hund oder eine Katze tun, aber mein Mann besteht auf einem Zweifüßler«, antwortete sie mit der gleichen, für die Betschwestern unverständlichen Brutalität wie zuvor. »Und so sei es nun: Wir nehmen einen Zweifüßler mit. Wichtig ist, dass er alt genug ist, um seine Bedürfnisse selbst zu verrichten, und dass er versteht, was man ihm sagt. Außerdem muss erkennbar sein, dass aus ihm einmal ein hübscher Mann wird.« Sie verzog das Gesicht. »Denn einen hässlichen Ziehsohn könnte ich nicht ertragen.«

Wie zufällig senkte sie den Blick auf den schweren Rockstoff der Schwester, um noch einmal klarzustellen,

dass allein die rein äußerliche Kluft zwischen ihnen unüberbrückbar war. Dann musterte sie wieder den Jungen, während sie den Direktor ansprach:

»Hat 19/03 auch einen Namen?«

»Aber sicher!«, beeilte sich der Direktor. »Er heißt ... äh, Moment, er heißt ...« Hilfesuchend blickte er zum Erzieher.

Dieser blätterte eifrig in dem zerfledderten Register, um dann triumphierend, als wäre es eine Meisterleistung, herauszuplatzen: »Pietro Diotallevi.«

Die Contessa nickte. »Das klingt schon mal besser als 19/03, oder nicht?«, sagte sie in Richtung der vinzentinischen Schwestern. »Auch diese – wie habt Ihr sie doch gleich genannt? Ah, ja, diese *unglückseligen Kreaturen* –, auch sie sollten das Recht auf einen Namen haben und nicht auf eine Nummer reduziert werden.«

Die Schwester wusste darauf nichts zu sagen. »Die Regeln ...«, wand sie sich unglücklich, »und die Archive ...«, stammelte sie, ehe ihr die Worte endgültig im Halse steckenblieben.

Die Contessa drehte sich zu dem Jungen um, auf dessen Wangen jetzt Tränen ihre Spuren hinterlassen hatten.

»Du bist wohl doch nicht so stark, wie du tust, *Cavallino*?«, merkte sie mit einem leichten Lächeln an. »Aber bevor du einen Fuß in unser Haus setzt, müssen wir dir erstmal die Wanzen austreiben.«

Der Junge nickte. »Sehr gerne, Signora.« Aber er musste versuchen, wieder Oberwasser zu gewinnen, und am besten konnte er das mit seinem losen Mundwerk. Vielleicht würde er so auch aufhören können zu weinen, und vielleicht musste er dann nicht mit einem Freudensprung laut ausrufen: »Du hast mich genommen! Mich!« Vielleicht würde sein Herz dann nicht in tausend Stücke zerspringen. Also stieß er hervor: »Ihr habt mich *Cavallino* genannt, aber so viel, wie wir uns hier jucken müssen, sind wir eher Schimpansen.«

Wieder brachen die anderen Waisenkinder in Gelächter aus.

Der nächststehende Erzieher setzte an, ihm einen Hieb mit der Peitsche zu versetzen.

»Wage es nicht!«, funkelte die Contessa ihn an, riss ihm die Peitsche aus der Hand, brach sie entzwei und warf sie auf den Boden. Dann flüsterte sie drohend: »Er gehört jetzt mir. Wage nicht, ihn zu berühren!«

Der Erzieher zuckte zurück, als hätte er selbst den Peitschenhieb kassiert. Der Junge spürte, wie ihm die Sinne schwanden. Er hatte schon fest mit dem Hieb gerechnet, aber diese Frau mit dem himmlischen Duft war mutig genug und konnte es sich offensichtlich leisten, die Peitsche einfach entzweizubrechen.

Dann verkündete die Contessa ernst: »Ab jetzt ist dein Name Pietro Odìn.« Und mit einem fröhlichen Lachen fügte sie hinzu: »Und mit deiner blonden Strähne wirst du einmal allen Frauen den Kopf verdrehen.«

Der Junge sah, wie sie sich umdrehte und mit festen Schritten davonging. Auf seine Brust legte sich ein tonnenschweres Gewicht, das ihm fast den Atem nahm, und ihm war, als würde alles Licht vergehen.

Und während ihn die Dunkelheit umfing, fiel er wie ein nasser Sack in den Morast.

Jetzt bin ich kein Waisenkind mehr, war sein letzter Gedanke, bevor er ohnmächtig wurde.

Anfang März 1870

Königreich Italien - Nibbia, Provinz Novara

Auf dem Weg zu ihrem Gut in Nibbia, im Nordwesten der Provinz Novara, schlug Ippolito Odìn in der Kutsche die Beine übereinander.

»Warum macht es dir so großen Spaß, diese armen Frauen zu ärgern?«, fragte er seine Frau.

»Sie sind ganz und gar nicht arm«, gab die Contessa zurück. »Sie halten große Predigten, rufen einen Jungen aber beim Namen 19/03. Das ist doch unglaublich!«

»Man könnte meinen, du wärst Sozialistin, nicht Contessa«, meinte der Mann.

»Bevor ich dich kennenlernte, war ich eine Contessa ohne eine einzige Lira, das weißt du«, sagte sie. »Wenn Sozialismus bedeutet, dass man sich einiger Ungerechtigkeiten bewusst ist und dass es Heuchelei ist, so zu tun, als gäbe es diese Ungerechtigkeiten nicht, dann hat mir das Leben tatsächlich eine ordentliche Prise Sozialismus verpasst.«

»Ja, ich glaube, das kann man Sozialismus nennen«, sagte Ippolito Odìn. »Oder wenigstens Sozialismus *à la manière* der Contessa Silvia di Boccamara.«

»Du bist auf jeden Fall auch ein Heuchler.«

Ippolito zuckte zusammen. »Ich? Wieso?«

Die Contessa lächelte ihn an, der Blick aus ihren veilchenblauen Augen war jetzt sanfter. Zum ersten Mal seit dem Besuch im Waisenhaus schlich sich etwas Weiches, Menschliches in ihre Züge, was ihre Schönheit

noch unterstrich. »Du bist ein unglaublicher Heuchler. Du hast doch am meisten Spaß von allen, wenn ich diese Betschwestern ein wenig aufziehe.«

Ippolito entspannte sich und lächelte ebenfalls. »Du bist furchtbar«, sagte er, dann lachte er. »Hast du ihre Gesichter gesehen? Ich dachte, gleich trifft sie der Schlag.«

»Und diese riesigen Hinterteile!«, gluckste seine Frau.

Laut lachend schüttelte der Mann den Kopf.

»Es tut mir leid, dass ich dir keinen Erben geboren habe«, sagte die Contessa, und in ihrer Stimme war ein alter, aufrichtiger Schmerz zu hören.

»Lass uns nicht mehr darüber sprechen.« Ippolito Odin winkte ab. »Ich verstehe nur nicht, warum du ausgerechnet an einem so furchtbaren Ort einen holen musstest.«

»Glaubst du etwa, es gibt schöne Waisenhäuser?«, fragte sie spöttisch.

»Nein, aber ... hast du gesehen, wie verdreckt es dort war? Wie verwahrlost diese Jungen sind? Und dann diese Erzieher und der Direktor ...«

»Du glaubst also, dass es Waisenhäuser für wohlhabende Waisen gibt?« Die Contessa lachte.

»Nein, das nicht, ich meine nur ... Warum ausgerechnet dieses Waisenhaus?«

»Weil ich dem Erzengel Michele treu ergeben bin. Und das Waisenhaus trägt seinen Namen.«

Ippolito Odin sah seine Frau überrascht an. »Ergeben? Du bist doch nicht einmal gläubig. Ich schwitze jeden Sonntag Blut und Wasser, um dich in die Messe zu bewegen!«

»Messe und Religion haben damit überhaupt nichts zu tun«, antwortete die Frau schulterzuckend. »Ich bin dem Erzengel Michele treu ergeben, *basta*.«

»Ist ja gut. Aber warum?«

Die Contessa streckte ihre zarte, alabasterne Hand aus und strich sanft über das Gesicht ihres Mannes. »Es ist einfach so.«

Er sagte nichts, lächelte nur und küsste ihre Hand, wohl wissend, dass er nicht mehr aus ihr herausbekommen würde.

»Ein hübscher Junge«, meinte die Contessa. »Und klug ist er auch.« Sie schmunzelte, als sie an sein Wiehern dachte. »Ein kluges, charakterstarkes *Cavallino*.«

Ippolito Odìn sah sie an. »Silvia«, murmelte er, »sei nicht zu streng mit ihm.«

»Bis gerade war er noch Nummer 19/03, ein schicksalsloser Niemand. Das hier ist seine große Chance. Wir werden sehen, ob er sie zu nutzen weiß«, gab die Contessa zurück. »Einen kleinen Preis für seine Zivilisierung wird er vermutlich zahlen müssen.«

»Und deine sozialistischen Vorstellungen?« Ihr Mann lächelte.

»Sind Sozialisten etwa Wilde?«

Ippolito legte eine Hand auf ihr Knie und drückte es sanft. »Sei nicht so streng«, wiederholte er.

»Ich habe dir keinen Sohn geboren, ich werde dir nun einen großziehen«, antwortete sie trocken. Ihre Worte waren eindeutig, ließen keinen Spielraum. Alles war, wie sie es aussprach, ohne die Möglichkeit einer Beschönigung. Hart, aber ehrlich. Endgültig wie ein Urteilsspruch.

Sie schwiegen, während die Kutsche an den Reisfeldern vorbeifuhr, die, so weit das Auge reichte, Ippolito Odìn gehörten. Normalerweise war deren Anblick um diese Jahreszeit eine Freude. Bewässerung und Breitsaat waren gerade erledigt, und alle, Herren wie Bauern, stellten sich lebhaft vor, wie die üppigen Pflanzen um das Sonnenlicht wetteifern und reifen würden. Aber schon seit dem vergangenen Jahr war es anders. Die großen sumpfigen Quadrate, umrandet von Be- und Entwässerungsgräben, waren nahezu ausgetrocknet. Seit September letzten Jahres hatten nur wenige Pflanzen den Parasiten überlebt, gegen den die Bauern machtlos gewesen waren. Die Aussaat war dürftig gewesen und der Parasit vermutlich

noch in der Erde. Kein einziger Trieb war zu sehen auf dem niedrigen, stehenden Wasserspiegel, durchbrochen nur hier und da von einem Frosch auf der Flucht vor den Reihern mit ihren spitzen Schnäbeln, die zuschnappen konnten wie Mausefallen. Auch in diesem Jahr würde es eine Hungersnot geben.

»Eine Katastrophe«, murmelte Ippolito Odìn.

Der Contessa entging die düstere Miene ihres Mannes nicht. »Machst du dir Sorgen?«

»Viele arme Familien hatten schon im letzten Jahr nicht genug zu essen«, antwortete er. »Und das wird sich in diesem Jahr nicht ändern.«

»Es gibt mehr italienische Flaggen als Reisähren«, bestätigte die Contessa in schneidendem Ton. »Wenn die Armen die Flaggen essen könnten, gäbe es kein Problem.«

Ippolito hörte den Groll in der Stimme seiner Frau. »Was hat das Königreich Italien dir getan? Für viele ist mit der Gründung ein Traum wahr geworden. Mein Großvater und mein Vater haben davon geträumt und es nicht mehr erleben dürfen. Und all die Märtyrer, die ihr Leben für ihre Ideale geopfert haben ...«

»Nichts hat das Königreich mir getan«, unterbrach ihn seine Frau. Dann warf sie ihm einen stechenden Blick zu. »Und dir? Was tut es dir an?«

Ippolito senkte den Blick.

»Glaubst du vielleicht, ich bin blind? Oder dumm?«

Er schwieg weiter.

»Glaubst du vielleicht, ich wüsste nicht, dass du den Bediensteten keinen Lohn mehr zahlst? Ich sähe die ganzen Unterlagen über deine Besitztümer auf deinem Schreibtisch nicht? Glaubst du, ich merke nicht, wie du nachts über Rechnungen schwitzt? Und das alles, nachdem dein geliebtes Königreich Italien Abgesandte und Minister zu dir geschickt hat.« Sie musterte ihn. »Was verheimlichst du mir?«

»Nichts«, gab Ippolito zurück, wagte aber nicht, sie anzusehen.

»Du lügst, sobald du den Mund aufmachst.« Die Stimme der Contessa war eisig.

»Eine dunkle Wolke hat sich über uns geschoben«, sagte er leise.

»Wird es gewittern?«

Ippolito schwieg.

»Vielleicht sogar hageln?«

Immer noch keine Antwort.

»Stille«, sagte die Contessa, »ist auch ein Geräusch.«

»Es wird sich alles klären.«

Die Edelfrau ließ ihren Blick über die trostlosen Felder gleiten. »Was auch immer geschieht, vergiss nicht, dass ich dich nicht wegen deines Geldes geheiratet habe.«

»Ich weiß.«

Ippolito schwieg, ihm fehlte der Mut, ihre Hand zu nehmen. Schließlich drückte er sie doch. »In den nächsten Tagen muss ich nach Turin reisen.«

Die Contessa entzog ihm ihre Hand.

Die Kutsche erreichte nun die kleine Brücke über den Cavour-Kanal, die zum Gut führte. Hohe, kerzengerade Pappeln säumten einen grünen Weg, an dessen Ende der schöne, vornehme Bau aus rotem Stein mit weißen Fensterrahmen zu sehen war, eingefasst von zwei anmutigen runden Türmen. Die Kutschräder knirschten über den Schotterweg.

Die Augen der Contessa fixierten starr das näher kommende Haus. Noch bevor der Kutscher hielt, öffnete sie die Tür, lüpfte den mauvefarbenen Rock und sprang hinaus.

»Silvia!«, rief ihr Mann vorwurfsvoll, aber er wusste, wie viel Freude es ihr bereitete, Regeln zu brechen. Und er dachte, dass dieses rebellische *Cavallino* als Sohn perfekt zu ihr passte.

Er selbst wartete geduldig, bis Paride, der Kutscher, anhielt, abstieg und ihm die Tür öffnete.

Noch beim Aussteigen bemerkte er, dass sein Haushofmeister ihn an der von zwei schlanken, hellen Marmorsäulen eingefassten Eingangstreppe erwartete, allerdings noch steifer als sonst. Als ihm der Grund dafür aufging, spürte er eine tonnenschwere Last auf den Schultern, wie ein böses Omen.

Die Contessa hakte sich bei ihm ein, und gemeinsam schritten sie die Stufen hinauf.

Der Diener verbeugte sich leicht und gab seinem Herrn ein Zeichen.

Doch Ippolito Odin wusste auch so Bescheid.

»Wolltest du nicht ausreiten?«, fragte er seine Frau.

Die Contessa sah ihn an und verstand sofort, worauf er hinauswollte. »Warum willst du, dass ich gehe?«

Ippolito seufzte. »Ich glaube, hier wartet ein sehr wichtiger Besucher auf mich«, antwortete er und wandte sich an seinen Diener: »So ist es doch, oder?«

»Ja, Signore. Seine Exzellenz Minister Minghetti erwartet Euch.«

»Du wolltest doch nach Turin«, sagte die Contessa. »Und siehe da: Turin kommt zu dir.« Sie lächelte sarkastisch. »Das ist zweifellos nicht nur eine dunkle Wolke. Und auch kein einfaches Gewitter. Das hier ist mit Hagel und allem Drum und Dran.«

»Silvia«, setzte Ippolito an. »Das Königreich hat fünfundvierzig Millionen Lire für den Bau des Cavour-Kanals ausgegeben, und dann war da noch der Krieg, um Venetien und Venedig zurückzuerobern ...«

Die Contessa sah ihn an.

Er wand sich. »Diejenigen von uns, die ... wie soll ich sagen ... ein wenig mehr besitzen als andere, also ... Wir haben uns selbst besteuert, und jetzt müssen wir besprechen ...«

»Die Zahlungsart, ich verstehe.«

»Die Bedingungen.«

»Hinter verschlossenen Türen?«

»Ja, hinter verschlossenen Türen.«

»Warum sollte man so etwas hinter verschlossenen Türen besprechen?«

»Silvia, das ist alles sehr schwierig. Italien als Nation wurde gerade erst aus der Wiege gehoben.«

»Und irgendwer muss diesem kleinen Neugeborenen offenbar die Aussteuer bezahlen. Und außerdem muss es gestillt werden, und man muss es noch saubermachen am ... Ich denke, wir haben uns verstanden.«

»Ich muss jetzt gehen.«

»Mach dir nicht die Mühe, den Minister von mir zu grüßen. Sag ihm einfach, dass ich Besseres zu tun hatte«, murmelte die Contessa. Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging wutentbrannt zu den Stallungen, wo sie Bersagliere, ihren geliebten Schimmel, satteln ließ.

Ippolito Odìn sah ihr nach, wie sie davonstapfte. Normalerweise brachte ihn ein solches Verhalten zum Lachen, aber heute war sein Herz schwer. Sehr schwer.

Er brachte eine Grimasse zustande, die ein Lächeln sein sollte, als er dem Diener freundschaftlich auf die Schulter klopfte, und wunderte sich selbst über diese so vertraute Geste.

»Sie werden mich schon nicht umbringen«, scherzte er.
»Mach dir keine Sorgen.«

Aber sein schweres Herz mahnte ihn, dass es in dieser Hinsicht nichts zu scherzen gab.

Anfang März 1870

Königreich Italien - Pomposa, im Delta des Po

Im Zirkus Callari gab es weder Tiger noch Löwen, geschweige denn bärtige Frauen oder dreibeinige Männer. Aber Trapezkünstler, Akrobaten, Clowns, Zwerge, Jongleure, Zauberer, Messerwerfer und Feuerspucker, die gab es.

Vor allem aber gab es Pferde. Anmutige, pfeilschnelle Araberpferde. Dazu große nordische Pferde mit bis über die Hufe reichendem zotteligem Fell, die mühelos schwerste Lasten ziehen konnten. Außerdem ungarische Pferde, die mit zu Zöpfen geflochtener Mähne auf den Hinterbeinen nebeneinander herliefen wie feine Herrschaften beim Spaziergang. Und Pferde, so klein, dass man sie für große Hunde hätte halten können, die bereitwillig durch Feuerreifen sprangen. Wollte man Pferde sehen, welcher Art auch immer, wurde man im Zirkus Callari fündig.

Der Zirkus war von jeher durch Italien gereist. Auch zu den Zeiten, als die großen europäischen Tyrannen das Land unter sich aufgeteilt und beherrscht hatten. Im Piemont hatten die Callari-Artisten schon ihre Vorstellung gegeben, als es noch zu Savoyen gehörte, in der Lombardei und in Venetien, als diese - je nach Tageslage - noch Frankreich oder Österreich unterstanden, in der Toskana, als diese noch ein Großfürstentum war, in Umbrien, den Marken und Latium, als diese noch zum Kirchenreich des Papstes gehörten und von Bonapartes Truppen beschützt wurden,

in den südlichen Gegenden, als diese noch von den Bourbonen besetzt waren und dort mehr Spanisch als Italienisch zu hören war. Nahezu überall hatten sie schon ihr großes Zelt aufgestellt, ob während des Zuges der Tausend unter Garibaldis Führung, mit dem Italien Stück für Stück zurückerobert wurde, um schlussendlich zu einer einzigen Nation zu reifen, oder danach, als die Savoyen sich zum Herrscher erklärten über ein Reich, das es seit den alten Römern nicht mehr gegeben hatte.

Keine Revolution dieser Welt schien dem Zirkus etwas anhaben zu können - er war eine eigene Nation.

Gerade erreichte der lange Zug aus leuchtend bunten Wagen eine Region, die erst seit drei Jahren zu Italien gehörte. Flaches, morastiges Malariagebiet, in dem es von Mücken nur so wimmelte. Träge floss der Po in seinem Bett, teilte von Osten nach Westen ganz Norditalien in zwei Hälften und ließ sich alle Zeit der Welt, seine süßen Wasser in die Arme des Meeres zu tragen.

Der Zug kam ähnlich langsam voran.

Auf dem Kutschbock des letzten Wagens saß ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen von eigener Schönheit, ihre Nase war ein wenig zu markant, ihre Lippen rot wie reife Kirschen.

Obwohl es nur so langsam vorwärtsging, klammerte sie sich mit aller Kraft an den Kutschbock. Sie hatte keine Angst herunterzufallen, Angst bereitete ihr vielmehr der Aufruhr in ihrem Inneren, der sie seit Tagen umtrieb und den sie weder abschalten noch jemandem mitteilen konnte. Sie wusste nicht damit umzugehen, ihr Herz quoll über vor zornigem Schmerz, der ihr die Tränen in die Augen trieb und sie gleichzeitig schlucken ließ.

Sie hieß Marta, und die einzige Person, der sie vertraute, war der Mann neben ihr auf dem Kutschbock.

Dieser war um die sechzig, wirkte aber älter, denn das Leben hatte ihm übel mitgespielt. Tag um Tag hatte es viele Furchen tief in sein Gesicht gegraben, die fast aussahen

wie Narben. Zwischen den Lippen hielt er eine erloschene Zigarre, deren Tabak so stark war und so übel roch, dass nicht einmal die heimischen Mücken etwas mit ihm zu tun haben wollten. Er hieß Melo. Damals, in jungen Jahren, war seine Pferdenummer die Hauptattraktion im Zirkus Callari gewesen. Nie wieder hatte jemand es ihm gleichgetan, man sprach noch heute davon. Aber mittlerweile waren seine Beine steif und zu schwach, das Alter hatte ihn aus dem Sattel gehoben. Doch während die anderen Artisten irgendwann erst zu Clowns wurden, dann zu Bonbonverkäufern und schließlich die Ställe ausmisten mussten, wurde Melo nicht degradiert, er kümmerte sich um die Pferde. »Denn«, so sagte Ascanio, der Zirkusdirektor, der mit seinen achtzig Jahren die Fäden immer noch sicher in der Hand hielt, »mit Pferden reden ist leicht, das kann jeder. Die Pferde aber, die verstehen nur Melo, sonst niemanden.«

Marta blickte starr vor sich hin, die Finger in den Kutschbock gekrallt, angriffslustig und resigniert zugleich. Sie hatte etwas begriffen, das zu groß für sie war. Viel zu groß. Doch sie war mit diesem schrecklichen Geheimnis allein.

Während Marta mit ihren Gedanken kämpfte, drang aus dem gelb-roten Wagen vor ihnen, gedämpft vom Knirschen der Räder und den im Schlick schmatzenden Pferdehufen, leise das Wimmern eines Kindes.

Jetzt kam ein Kirchturm in Sicht. Das bedeutete, dass sie Pomposa erreicht hatten, ein Städtchen, das sich ausschließlich durch seine romanische Abtei und einen stechenden, fauligen Geruch auszeichnete, der bei der Gewinnung von Zucker aus Rüben entstand.

»Was ist eigentlich los mit dir?«, wollte Melo wissen.

»Nichts«, antwortete Marta.

Der Alte zog sanft die Zügel an, um die Pferde zum Stehen zu bringen. Sie würden hier mit den anderen auf